

Der utopische Gehalt der sozialen Ökonomie

Rolf Schwendter

Ich will den möglicherweise scheiternden Versuch machen, das Utopie-thema auf alternative Ökonomie, soziale Ökonomie und Gemeinwesen-ökonomie zu beziehen. In diesem Sinne habe ich vor, zuerst einen außer-ordentlich gedrängten Abriss zur Utopie und ihrem Stellenwert für die Fra-gen des Alltagslebens zu geben, um anschließend auf die utopischen Mo-mente im Umfeld von alternativer Ökonomie und Gemeinwesenent-wicklung zu fokussieren.

Utopien, diese mehr oder minder systematisierten Vorstellungen vom Wünschbaren, von einem besseren Leben, beginnen, wie Ernst Bloch nicht müde geworden war auszuführen, schon beim einfachen Tagtraum. Das reale Alltagsleben neigte dazu, in den verschiedensten biographischen Phasen sich der Unerträglichkeit anzunähern – nicht zufällig können gleich-sam als Verwandte der Utopie die Religion und die Drogenabhängigkeit angesehen werden – und es gibt wohl seit Jahrhunderten kaum einen Men-schen, der nicht für Minuten, ja für Sekunden ideell aus diesem Alltags-leben heraustritt: der vorpubertäre Schuljunge als Indianerhäuptling, die Fließbandarbeiterin als Hollywoodstar, der Bauarbeiter als Lottomillionär, die Erwerbslose als Weltreisende.

Diesen Umstand betone ich nun fühlbar eine Spur mehr als sonst, als da-neben gelegtes Kopfwerkzeug gewissermaßen, es kann ja sein, daß es ge-rade im personellen Umfeld von alternativer Ökonomie und Gemeinwesen-entwicklung eine gewisse Rolle zu spielen vermag.

Utopien, oder auch schon die ihnen zu Grunde liegenden utopischen In-tentionen, weisen Zweigwellen ihres Zustandekommens auf. Zum einen entspringen sie aus einem Leiden an der jeweils bestehenden gesellschaf-tlichen Wirklichkeit - und, obwohl Allsätze in der Wissenschaft selten gut-tum, liesse sich als einigermaßen allgemeiner Satz formulieren: Sage mir, welche Utopien geschrieben worden sind, und ich sage Dir, wie die Ge-sellschaft ausgesehen hat, in der sie geschrieben worden sind.

Schon in Thomas Morus ausgebreiteter Metapher von den menschen-fressenden Schafen, aber auch bei Saint Simon, Fourier und Bahro wird zum einen jenes schlechte Bestehende skizziert, dem die utopische Ge-sellschaftsordnung dann entgegengestellt wird; zum anderen das, was der frühe Rudolf Bahro als „überschießendes Bewußtsein“ bezeichnet hat: In-

novative, gerne auch zuweilen skurrile Vorstellungen, wie es denn anders gehen könnte. So fällt Charles Fourier gegen die scharfsinnig erkannten Übel des frühen Kapitalismus nicht nur Großkommune, Feminismus oder Grundsicherung ein, sondern auch Antilöwen, die genetisch dazu mutiert sind, Wagen zu ziehen, und Meere, die sich in Fouriers Lieblingsgetränk, Zitronenlimonade nämlich, verwandeln. Dies macht gleichzeitig anschaulich, was den Unterschied zwischen einer konkreten und einer abstrakten Utopie ausmacht: Großkommune und Grundsicherung sind unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen (und erheblichen Mühen) zu verwirklichen - Antilöwen und Meerwasserzitrone nicht.

Utopien (und ihren Autoren und Autorinnen) ist häufig der Vorwurf gemacht worden, sie würden die zukünftige Wirklichkeit in ein starres Ordnungsschema pressen wollen, und dies führte zu Diktatur und Terror, ginge jemand daran, Utopien umzusetzen. Abgesehen davon, daß die Interessen derer mitreflektiert zu werden hätten, die dies äußern, nämlich, daß sich an der ihnen vorteilhaft erscheinenden gesellschaftlichen Wirklichkeit nichts ändern sollte (so wurde nach 1989 bekanntlich versucht, mit dem sich pulverisierenden Realsozialismus die Utopie gleich mitzuerledigen), trifft dies auf eine Reihe traditioneller Utopien tatsächlich zu. Nicht zufällig hatte Plato einen sizilianischen Tyrannen dazu auserkoren, seine „Politeia“ zu verwirklichen – und die Blaupausen von Campanellas „Sonnenstaat“, Gabets „Reise nach Ikarien“ oder Bellami's „Rückblick aus dem Jahre 2000“, eins zu eins umgesetzt, wären zu wenig anderem geeignet, als zur Legitimation von Diktatur.

Doch zeichnet sich gegenüber den Staatsromanen des 16. – 19. Jahrhunderts ein Formwandel der utopischen Intention ab. Die Utopie wird, wie Ernst Ulrich von Weizsäcker sagen würde, Antwortvielfältiger – bis hin zur Baukastenform bei James Robertson oder zur Bolovielfalt bei pm (Bolos sind ebenfalls Großkommunen). Die Utopie wird mikrologischer – sie muß sich nunmehr nicht mehr zwanghaft auf einen ganzen Staat beziehen: Es kann sich um eine kommunadische Lebensgemeinschaft handeln, um ein lokal eng begrenztes Gemeinwesen, um einen Betrieb usw. Die Utopie wird dynamischer – sie ist undogmatisch, Argumentationen zugänglich, abänderbar, prozessual. Der Weg in die neue Gesellschaftsordnung ist, wie bei Ernest Kallenbach, nicht weniger wichtig als diese selbst. Die Utopie wird fragmentarischer – fast könnte, wie um einen der Hauptgegner utopischen Denkens, Karl Popper zu travestieren, von Stückwerkutopien gesprochen werden, gesellschaftlichen Wunschvorstellungen also, die sich auf Teilgebiete, Branchen, Bruchstücke beziehen. Schließlich wird die

Utopie demokratischer – und dies ist auch ein Grund, warum von wenig informierten Leuten gerne von ihrem Schwinden gesprochen wird: Weniger treten einzelne Utopieautoren und -autorinnen hervor, wie dies etwa beim Staatsroman der Fall war. Vielmehr erarbeiten sich Woche für Woche mehrere hundert Personen in der zweiten Phase der Zukunftswerkstätten nach Robert Jungk ihre je spezifischen utopischen Intentionen, um ausschließlich zu versuchen, sie strategisch umzusetzen (was meistens im Gegensatz zu den blühenden Utopien kläglich scheitert).

Indes handelt es sich hier keineswegs um eine akademische Debatte, von wann bis wann es sich etwa um Utopie handle, und wann sich diese beispielsweise in Science-fiction auflöse, oder ob nach 1989 Utopie gefälligst tot zu sein habe, wie dies Raddaz und Reich-Ranitzki, Joachim Fest, Nolte und Enzensberger bekanntlich wünschten. Es handelt sich m. E. vielmehr um eine Fragestellung geradezu kritischen Pragmatismus⁴: Ohne Utopie keine soziale Innovation, und ohne soziale Innovation keine Reform (und selbst der zu seinem eigenen Schindluder gewordene Reformbegriff Rußlands und der europäischen Staaten läßt nicht vergessen, daß im 18. Jahrhundert auch Marktwirtschaft und Parlamentarismus als Utopien angetreten waren). Ohne Utopie als Vision eines noch so fragmentierten gesellschaftlichen Teilbereichs gibt es keine pragmatische Verdünnung derjenigen in Programmen, Stellungnahmen, Selbstverständnissen oder selbst in dem berühmten §2 der Vereinssatzungen; ohne utopische Intention kein Bild selbstverwalteter Betriebe, Tauschbörsen, Genossenschaften oder anderer Einheiten alternativer Ökonomie; ohne utopische Intention keine Aussicht, das Ensemble der Entrechteten, Geknechteten und Zerbrochenen in Stand zu setzen, sich auf ihre je eigene Kraft zu besinnen. Dazu freilich ist kein Staatsroman unverzichtbar, und auch keine Schilderung weiblicher Gemeinwesen, keine Social-fiction und keine Blaupause, kein prozessuales Konzept zum Neuen aus dem Widerwärtigen und keine theoretische Ableitung aus dem Ensemble des schlechten Bestehenden zu überleben – auch wenn alle diese vorgenannten selbstredend auf das Schärfste zu begrüßen sind –: Es reicht schon ein vermittelndes Netzwerk der Tagträume, eine transversale poststrukturalistische Wunschmaschine, eine gegliederte Ansammlung von Brainstormings, eine Aufeinanderfolge von inhaltlichen Schreibspielen, um Utopien zu generieren.

Das von Tilo Klöck 1998 herausgegebene Jahrbuch zur Gemeinwesenarbeit „Solidarische Ökonomie und Empowerment“⁵ *) regt dazu an, es auf die utopischen Intentionen der einzelnen Beiträge hin zu betrachten. Damit beginnt etwa der einleitende Aufsatz des Herausgebers, der (unter Ver-

weis auf Klaus Nowy, Burghard Flieger, Wolfgang Beywl und Susanne Elsen) die folgenden realutopischen Versatzstücke präsentiert: Personalisierung, Remoralisierung und Repolitisierung der Ökonomie – Produktivgenossenschaften als Ausgangspunkt einer kooperativen Infrastruktur, Solidarität wenigstens im Innenverhältnis, menschenorientierte Wirtschaftskultur, Abbau von Arbeitsteilung, Vernetzung. Dazu auch umgekehrt und spiegelverkehrt die negative Utopie der Ausgrenzung: „Wer erbringt Solidarität mit wem – wie und wodurch? Wer kommt dabei zum Zug und wem wird Solidarität verweigert?“. Isidor Wallimann formuliert seine Utopie der sozialen Ökonomie in Form der Vorstellung einer Förderung alternativer Einrichtungen, die auf vier zentralen Momenten fußt: Verhinderung des Mittelabflusses, Kreditschöpfung durch alternative Banken und Direktkreditvermittlungen, Förderung der sozio-kulturellen Integration. Allein schon die Schilderung der nötigen Schritte dazu bestätigt den Nachweis der Aussage, daß die zeitgenössischen Utopien dynamisch und prozessual geworden sind. Ich möchte mich auf das Fragment der Verhinderung des Mittelabflusses beschränken. Zum einen, weil ja diese Utopie nichts weniger beansprucht, als eine der Systemgrenzen alternativer Ökonomie außer Kraft zu setzen, zum anderen, weil gerade diese Vision eine ehrwürdige geschichtliche Tradition aufweist: explizit oder implizit finden wir sie bei Charles Fourier und bei Gustav Landauer, in Erörterungen des anthroposophischen „dritten Wegs“ bei den Gründungseltern des Netzwerks Selbsthilfe Berlin – um nur einiges unsystematisch und entfernt von nachschlagbaren Quellen zu nennen. In der Tat erinnert diese utopische Intention mich nicht nur an eigene Frustrationen (am Bemühen, einen Freundeskreis der sozialen Ökonomie, der diesen Namen verdient, zu inaugrieren, beiße ich mir seit über 20 Jahren die Zähne aus), sondern auch an eigene Versäumnisse (Isidor Wallimanns Idee, die in der Föderation tätigen Mitglieder nach ihren Konsumbedürfnissen zu befragen, um daraus Marktchancen herauszuentwickeln, ist goldrichtig). Ich hatte diese Idee auch schon einmal, bin aber nie dazu gekommen es dann auch zu machen – wahrscheinlich habe ich mich davor gescheut, schon wieder tausend Fragebogen einzuheften und zu adressieren. Privater Zwischenruf: Ein alternatives Restaurant vom Niveau des Münchener Café Ruffini könnte in Deutschland wahrscheinlich jede größere Stadt brauchen – das gäbe dann ca. tausend Arbeitsplätze.

Heiner Schulze, bei dem dies keineswegs selbstverständlich ist, greift bezüglich der utopischen Intention auf das Schlußdokument des Projektes „Für eine Option einer alternativen Entwicklung aus Costa Rica“ zurück: „Wir träumen gegen die Auswirkungen der vorherrschenden negativen

Entwicklung, die den Menschen versagt, Utopien eines gerechten Lebens zu entwickeln. Wir hoffen, daß es in anderen Ländern ebenfalls Menschen mit diesen Träumen gibt, und daß hier und dort die Träume sich in konkrete Projekte umsetzen“. Nicht nur der Weg von der Utopie zur sozialen Innovation, die hier als Projekt erscheint, ist an dieser Stelle exemplarisch nachvollzogen, sondern auch einige Seiten später idealtypisch der Weg von der utopischen Intention zum Empowerment: „Von Nahbereichen ausgehend, in denen wir täglich agieren und unsere Probleme und Träume haben, hier entwickelt sich unsere Mentalität und unsere Haltung“.

Nicht von Utopien, sondern von gemeinsamen Visionen schreibt Hans-Georg Rennert wenn er ausführt, es seien andersweitige Kooperationsformen, Arbeitsweisen und Instrumentarien erforderlich, um die Handlungsmöglichkeiten aller Akteure zu vergrößern. Was für Hans-Georg Rennert die gemeinsame Vision ist, erscheint bei Andrea Höhn als gesellschaftliche Phantasie. Häussermann und Seibel folgend: „Eine allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit, eine Gleichverteilung formeller und informeller Arbeit zwischen Männern und Frauen und ein Aspekt dessen, was ich im Vorhergehenden als gesellschaftliche Phantasie bezeichnet habe. Das aber verlangt eine Abkehr von gewohnten Leistungs-, Karriere- und Konkurrenzprinzipien, setzt also andere Gütekriterien für ein gelungenes Leben voraus“.

Burghard Flieger wiederum hat bereits in seiner Dissertation die utopische Intention zum Ausdruck gebracht, als er die Grundwerte der Genossenschaftsbewegung zitierte, wie sie 1988 vom Internationalen Genossenschaftsverband in Kopenhagen festgelegt worden waren. Diese umfassen auf der Ebene der Selbsthilfe Aktivität, Kreativität, Verantwortlichkeit und do it yourself, auf der Ebene der gegenseitigen Selbsthilfe Zusammenarbeit, Einigkeit, gemeinsame Aktion, Solidarität und Frieden. Die nicht auf Gewinn bezogenen Werte beinhalten die Erhaltung von Naturschätzen, das Ausschalten des Gewinns als treibende Kraft, soziale Verantwortung, Uneigennützigkeit, das Nichtprofitieren von der Arbeit anderer. Die Wertegruppe der Freiwilligkeit umfaßt Engagement, kreative Kraft, Unabhängigkeit und Pluralismus. Auch unter schlechten Marktbedingungen Entscheidungs- und Handlungsspielräume wahrzunehmen, darin bestünde die Realisierung einer Utopie.

Das gibt uns den Anlaß, zum Komplex Utopie und alternative Ökonomie exemplarisch überzuleiten: Wie sehr die Grundlagen alternativer Ökonomie von utopischen Intentionen durchzogen sind, auf ihnen basieren, kann beispielsweise an den Grundsätzen des Genossenschaftsgedankens nach-

vollzogen werden. Nur kurz, und um Mißverständnisse zu vermeiden, wiederhole ich hier, daß aus rechtlichen und prüfungsverbandlichen Gründen die Genossenschaft in alternativökonomischem Kontext in Deutschland und Österreich eine nicht sehr oft praktizierte Rechtsform ist, daß indes idealtypisch ihre Normen durchaus als Moment eines anderen ökonomischen Paradigmas gelten können.

Das Förderprinzip gründet in der Vorstellung gegenseitiger Hilfe - hier der Genossenschaftsmitglieder. Es negiert die gesamtgesellschaftlichen Normen nach Fremdausbeutung, die die Erträge jeder Aktivität Außenstehenden zukommen lassen, nicht aber jene, die sich mit der Aktivität befaßt haben.

Das Identitätsprinzip gründet in einer vergleichbaren Weise in der Gleichzeitigkeit von Angestellten und Nutznießenden, setzt sich also ab von hegemonialen Vorstellungen, das von außen kommende Kapital solle das Sagen haben und die Früchte ernten. Das Demokratieprinzip besteht darin, daß jedem Mitglied ein gleicher Anteil an der Willensbildung zukomme - im Gegensatz zu den vorherrschenden Hierarchien in staatlichen und gesellschaftlichen Bereichen und dem unmittelbaren Gegensatz zum Anteil der Willensbildung gemäß dem eingebrachten Kapital, wie dies bei den Kapitalgesellschaften Norm ist.

Das Solidaritätsprinzip basiert auf der Gemeinsamkeit grundlegender menschlicher Bedürfnisse, besteht entgegen dem weltumspannenden Konkurrenzprinzip des Brechtschen „... und wenn einer tritt, so bin ich es/und wird einer getreten, so bist Du es“. Gerade im Idealtypischen kommt die utopische Intention dieser exemplarischen alternativen Ökonomie gut zum Ausdruck: Hinlänglich bekannt sind etwa genossenschaftsinterne Hierarchien, Konkurrenzen bis hin zur Nichtanerkennung anderer Genossenschaften (Praxis der bestehenden Prüfverbände).

Alternative Ökonomie unterscheidet sich je nach ihrer Klassenströmungsbasis. Die alternative Ökonomie der privilegiert lohnabhängig Kopfarbeitenden wie auch der erwerbslosen Kopfarbeitenden unterscheidet sich, um nur das hier relevante Beispiel zu nennen, von der alternativen Ökonomie der Armutsbevölkerung. Das Bewußtsein, in 5 oder 10 Jahren erfolgreich zu sein, sich selbst einigermaßen verwirklicht zu haben - auch wenn es aus dem augenblicklichen Stand einer Unterabteilung der Armutsbevölkerung entsprungen sein mag - differiert notwendigerweise vom Bewusstsein derjenigen, die nicht wissen können, ob morgen ihre Hand noch in den Mund findet. Nun haben immer schon unterschiedliche Klassenstimmungen über unterschiedliche utopische Intentionen verfügt: War etwa im Mittelalter

den einen das Schlaraffenland die Utopie, so den anderen schon jener Griessbreiberg, durch den man auf dem Weg zum Schlaraffenland sich hindurch zu speisen hätte. Und so mag auch hinter den verschiedenen alternativen Ökonomien eine je unterschiedliche utopische Intention stecken: Das emphatische „gemeinsame Leben, Lernen, Arbeiten“, die Arbeit ohne Chef, die endlosen Vollversammlungen und Urabstimmungen zur Verminderung auch noch der letzten Hierarchien einerseits, die Sehnsucht, überhaupt noch einige Groschen zu verdienen oder dazu zu verdienen, die wunschgemäße Gleichgültigkeit gegenüber Selbstbestimmung - einschließlich entsprechender Freude über Verantwortungsentlastung - die denn Hierarchen und Hierarchien gern in Kauf nehmen, andererseits. Selbstbestimmte Kreativität versus Freiheit von der Plackerei, der die Selbstbestimmung umstandslos zugeschlagen zu werden pflegt - und mit Sicherheit alles Dazwischenliegende, was sich überhaupt vorstellen läßt. In der Praxis sind diese Differenzen etwa Beobachter zwischen den klassischen Betrieben in Selbstverwaltung und zum anderen Sozialgenossenschaften. Doch sind Übergänge schon bei jenen Genossenschaften feststellbar, die am ehesten als Betriebe in Arbeiternehmerhand zu umschreiben wären: Ein unübersehbar mächtiger Geschäftsführer, der seine Macht aus uneingeschränkten Interventionsmöglichkeiten bezieht - Alimentation der Macht durch die Machtlosen.

Nicht zufällig ist bei allen mir bekannten alternativen Einrichtungen die Dichotomie zwischen Anspruch und Wirklichkeit eine zentrale Quelle vieler Konflikte gewesen, wobei der „Anspruch“ die realutopische Dimension, die „Wirklichkeit“ die vereinigte Hegemonie von Macht und Obrigkeit des schlechten Bestehenden zu repräsentieren hätten. Im ungünstigeren Falle, und auf diesen hat sich bereits Oppenheimer bezogen, hat die Wirklichkeit sang- und klanglos gewonnen, sei es vor dem Konkursrichter, sei es beim Gang zur Börse. Im günstigeren Falle - und dies macht schon das Wesen der Subkulturen und nicht erst ihre Ökonomie aus, gab und gibt es eine Gratwanderung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Utopie und schlechtem Bestehenden, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von runden Jubiläen zu runden Jubiläen. Diese Dichotomie zeigt indes noch etwas anderes: Dass ein und derselbe prozessuale Zusammenhang nicht nur als Träume nach vorwärts und als in die Zukunft verlagerte gemeinsame Wunschvorstellung fungiert, sondern auch als Norm, als Stern des Wertehimmels, als ideelle, teils verinnerlichte Handlungsanleitung bereits für die schlechte Gegenwart, als Entscheidungs- und Handlungsspielraum unter ungünstigen Bedingungen angesehen werden kann.

Diese Gemeinsamkeit von Utopie und Norm mitsamt dem eingebauten Widerspruch kommt bei Burghard Flieger zum Ausdruck, wenn der das Förderprinzip als Gleichwertigkeit von wirtschaftlicher Produktion und mitgliederorientierter Effektivität (etwa angenehme Arbeitsbedingungen, interessante Tätigkeiten, verkürzte Arbeitszeit – veritable Versatzstücke einer Utopie der Arbeit) bestimmt. Ebenso bei Isidor Wallimann, dem soziale Ökonomie gleichzeitig Existenzsicherung in Krisen, Selbsthilfe innerhalb des Weltkapitalismus, gleichzeitig aber auch Befreiung aus dem Griff der multinationalen Konzerne und Grundlage eines nachhaltigen Daseins (wie denn überhaupt die Nachhaltigkeit die größte Utopie unter den Bedingungen des Weltkapitalismus darstellt) bedeutet.

Am Begriff der Solidarität läßt sich dies exemplarisch darstellen. Gewiß ist Solidarität eine der hervorstechendsten Normen von Subkulturen, auch von jenen der alternativen Ökonomie und der Gemeinwesenarbeit - und gleichzeitig eine ihrer zentralen Utopien. Wobei dies, wie auch bei den Normen der Gesamtgesellschaft und des Establishments, idealtypisch zu verstehen ist: Nicht alles, was als Norm anzusehen ist, findet in der Wirklichkeit auch genau so statt. Indes bleibt die Frage, wie gegenwartsbezogene Norm und zukunftsbezogene Utopie gleichzeitig nebeneinander bestehen können. Meiner Auffassung nach kann dies deshalb der Fall sein, weil sich Solidarität strukturell in zwei Momente teilt, die miteinander zwar verbunden sind, gleichwohl aber voneinander erhebliche Differenzen aufweisen. Mit Sicherheit vergrößert möchte ich sie als Solidarität des Austauschs einerseits, als Solidarität der Verausgabung andererseits bezeichnen. In der Solidarität des Austauschs bestünde zum einen die Norm, die als subkulturelle oder allheilkulturelle den gesamtgesellschaftlich herrschenden Konkurrenznormen gegenüber stünde. Sie besagt, daß solidarische Handeln erforderlich ist, um im Falle je eigener Krisenhaftigkeit die Früchte des solidarischen Handelns anderer ernten zu können. Die Solidarität des Austauschs ist noch nicht warenförmig, stellt aber eine Vorform der Warenförmigkeit dar (etwa in ethnographisch aufweisbaren Formen von Geschenken auf Gegenseitigkeit). Sie ereignet sich in der gesamten „Kultur der Armut“ des Oskar Louis, in der von Norbert Preusser beschriebenen Obdachlosensiedlung (zu denken ist etwa an die vom Autor dargestellten Lotterien, die nur deshalb funktionieren, weil sie auf lange Sicht ein Nullsummenspiel aller Teilnehmenden gewährleisten), in der Nachbarschaftshilfe aller Gemeinwesen, die noch diesen Namen verdienen, in den Darlehenskassen alter alternativ ökonomischer Einrichtungen.

Die Solidarität als Utopie indes wäre eine Solidarität der Verausgabung. Es könnte auch von einer Solidarität der Entgrenzung, einer Solidarität der Abschaffung der Ökonomie gesprochen werden. Sie bestünde darin, daß solidarisches Handeln sich ereignet, ohne auf künftige eigene Inanspruchnahme von Solidarität zu reflektieren. Selbstredend wäre dies eine Solidarität, die aus ideeller oder materieller Fülle entspringe: Sie findet sich in der Vorstellung Sartre's von der „fusionierenden Gruppe“, die sich ohne nennenswerte Individuation zum Sturm auf die Bastille begibt, ebenso wie in Ideen vieler religiöser oder spiritueller Positionen, im utopischen Sozialismus – aber auch in Bildern subkultureller Feste, jener in sozialen Brennpunkten inklusive, oder in alternativökonomischen Konzeptionen und funktionellen Vorwegnahmen wie Rudolf Steiner's „Ökonomie des Geschenks“, in den Zuschüssen für soziale und kulturelle Projekte, in den Netzwerken als Selbsthilfe ebenso wie im Empowerment unfreiwilliger Subkulturen.

Freilich gibt es jede Menge Übergänge zwischen Solidarität der Verausgabung und Solidarität des Austauschs: Nicht nur in der Wirklichkeit, sondern schon bei Georg Bataille. Ich analysiere in unsystematischer Weise drei der Batailleschen Beispiele dahingehend: Der tibetanische Lamaismus wäre ein Ergebnis der Solidarität der Verausgabung, ohne jene des Austauschs (in Form der Rückgabe ideeller und sozialer Dienstleistungen) auszuschließen. Der Marshallplan beinhaltet zum einen durch seine Zweiteilung in Darlehen und Zuschüsse selbst die genannte Zweiteilung der Solidaritäten, erwartet freilich für die ökonomischen Verausgabungen Akte des politischen Austauschs. Schließlich, jenes Bataillesche Vorbild der Verausgabung, das sich mit relativ unbeholfenen Wörtern in Kürze als Verausgabung durch Güterüberschußvernichtung auf Gegenseitigkeit bezeichnen ließe, markiert in meiner Formulierung das Paradox einer Solidarität der Verausgabung zum Zwecke der Solidarität des Austauschs (wie denn auch umgekehrt gewerkschaftliches und genossenschaftliches Handeln als Solidarität des Austauschs zum Zwecke einer Solidarität der Verausgabung formuliert werden kann).

Eine Form der Solidarität der Verausgabung wäre eine Grundsicherung, die den Namen verdient. Dies ist, von Charles Fourier einmal abgesehen, seit Robert Theobald eine der authentischsten Utopien des sozialpolitischen Handelns - und gleichzeitig läßt sich an ihr auch zeigen, wie sie sich von der bloßen Norm unterscheidet. Schließlich gibt es, besonders in den Regierungsparteien Leute, denen bereits die realexistierende Sozialhilfe eine Grundsicherung darstellt, mit deren Hilfe es ihrer Meinung nach kei-

ne Armut gebe. Die Sozialhilfe als Pseudo-Grundsicherung wäre im Sinne meiner heutigen Sprachregelung eine Ausdrucksform der Solidarität des Austauschs, oder besser gesagt deren Restkategorie. Sie ist durchsetzt von Kontrollen, von Demütigungen, von Schikanen, von Abzügen, die auch noch diese Pseudo-Grundsicherung entsichern. Allein der Wegfall dieser Kontrollen würde ihren Ersatz durch eine Grundsicherung, die den Namen verdient, legitimieren – selbst wenn im schlimmsten Fall unter dem Strich keine wesentlich andere Summe herauskäme als heute. Selbstredend gibt es hier jede Menge Fallstricke, und nach mehr als 30 Jahren Diskussion kennen wir die meisten von ihnen. Wie in manchen Bürgergeldkonzeptionen, die aufgrund der permanenten Deregulierungen allmählich steigende Mietkosten nicht einrechnen, hieße dies analog, vom Hungern aufgrund der Sozialhilfe zum Verhungern überzugehen. Die Grundsicherung an den Status des Ehepartners zu binden, bedeutet eine Fortsetzung patriarchalischer Abhängigkeiten bis hin zu sklavenähnlichen Zuständen. Die Verbindung der Grundsicherung (und erst recht der Sozialhilfe als Pseudo-Grundsicherung) mit dem Kombilohn wäre ausschließlich dann akzeptabel, wenn im selben Akt das Lohnabstandsgebot ersatzlos wegfiel: Ansonsten wäre in Form eines Regelkreises die periodische Absenkung sowohl der Grundsicherung als auch der Mindestlöhne gleichsam vorprogrammiert. Dies veranschaulicht beredt, daß die Grundsicherung, die diesen Namen verdiente, einer Solidarität der Verausgabung zu entsprechen hätte. Zum andern macht dies klar, in welchem Bündel von sozialen Innovationen sie zu stehen hätte, bzw. welche sie zu legitimieren imstande wäre. Sie schließt die Gorz'sche Realutopie von der fundamentalen Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit ein: Je mehr dies der Fall wäre, um so leichter finanzierbar wäre sie. Zum anderen befreite sie die Beck'sche Bürgerarbeit von ihrer Phrasenhaftigkeit, die unter den gegenwärtigen Bedingungen der Sozialhilfe eher den Charakter einer Strafarbeit für schlechter Weggekommene hat.

Hier schließt sich der Kreis zur Gemeinwesenarbeit und zum Empowerment als ihrem prozessualen Ziel. Es wird viel an Empowerment bedürfen, um eine Grundsicherung, die den Namen verdient, durchzusetzen; und entsprechend viel an jenen utopischen Intentionen, in welchen Empowerment zu gründen hätte: Selbstorganisation, Eigensinn, Fehlertoleranz, Entscheidungsstrukturen gegen die erlernte Hilflosigkeit, Netzwerkarbeit, Einmischung, Fähigkeit eines jeden Individuums, in eigener Kraft Autonomie, Selbstverwirklichung und Lebenssouveränität zu erstreiten, schrittweise Wiedergewinnungen von Handlungsfähigkeit, Überlebenswissen, Res-

sourcesmobilisierung, nicht verwendete berufliche Qualifikationen, soziale Kompetenz, vorhandene Solidaritätsbeziehungen und Hilfe zur Mitgestaltung in der Gesellschaft. Allein diese Aufzählung zeigt –, vor allem, wenn ich an die mir bekannten Personenkreise aus den Klassenströmungen der Armutsbevölkerung denke –, wie sehr Empowerment und Gemeinwesenarbeit mit ihrer utopischen Intention verknüpft sind. Auch sie zielt, wie alles, was mit den Klassenströmungsdifferenzen zwischen den Armutsbevölkerungen und den hauptamtlichen Kräften zusammenhängt, auf jene Solidarität der Verausgabung hin, die sich nicht um Kosten-Nutzen-Rechnungen kümmert, jedoch in ihren zeitökonomischen Beschränkungen leidvoll zu spüren ist.

Anmerkungen

- *) Klöck, T. (Hg.), *Solidarische Ökonomie und Empowerment*, Jahrbuch Gemeinwesenarbeit 6, Neu-Ulm 1998